

Zeitschrift: Badener Neujaarsblätter
Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden
Band: 32 (1957)

Artikel: Die frühmittelalterliche Kirche auf Burg (Kirchlibuck) Zurzach
Autor: Sennhauser, H.R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-322615>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die frühmittelalterliche Kirche auf Burg (Kirchlibuck) Zurzach

von H. R. Sennhauser

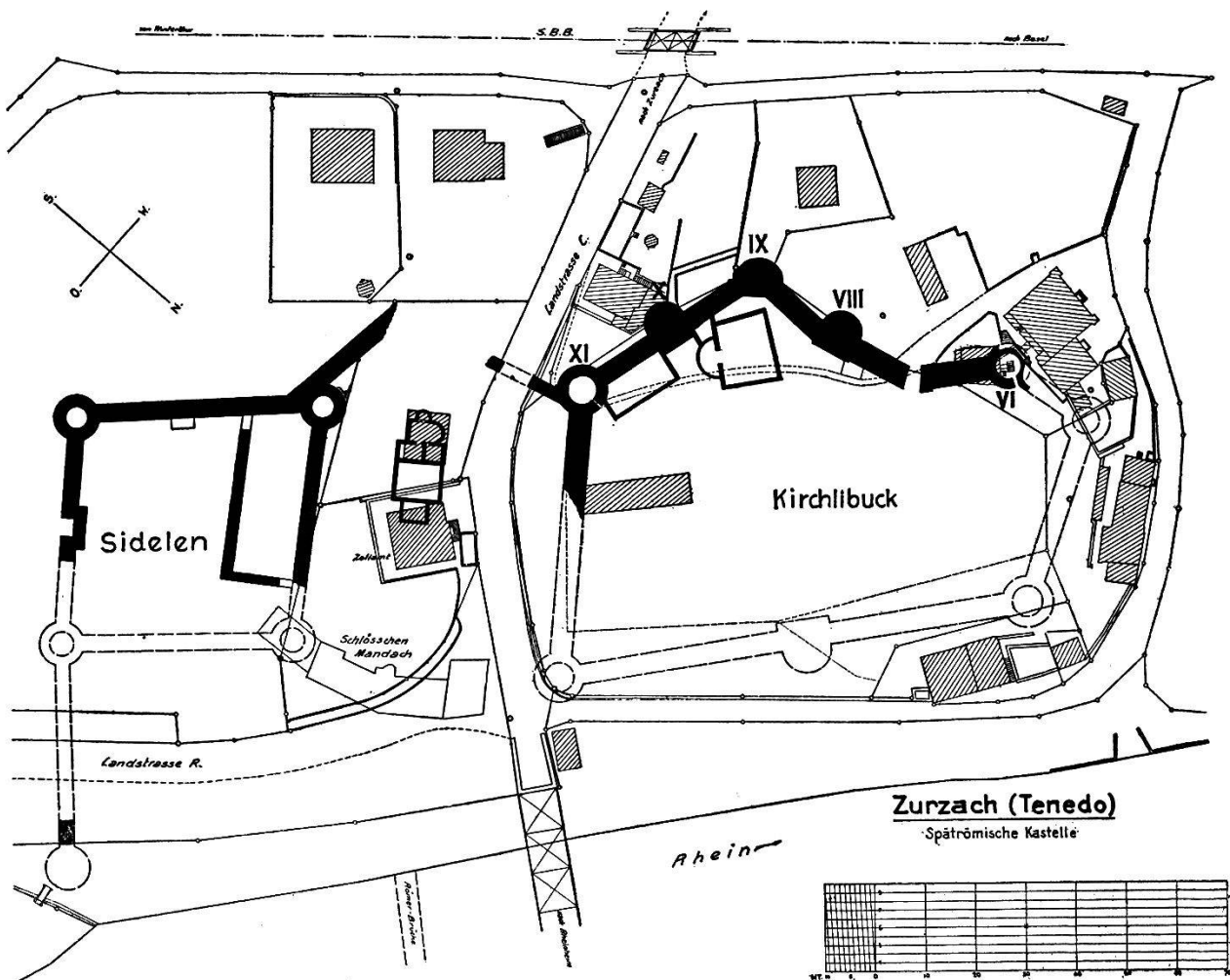
Kurz bevor die Landstraße Zurzach–Rekingen östlich des Fleckens den Rhein erreicht, führt sie durch eine Senke zwischen Kirchlibuck–Burg und Sidelten.¹ Beide Hügel tragen ein Plateau; ihre Nordseite fällt steil gegen den Rhein ab, und im Süden laufen sie aus in eine Terrasse, auf welcher der Flecken liegt.

Hier kreuzte sich die Heerstraße von Windisch über *Juliomagus* (Schleitheim) nach *Vindelicien* und an die Donau mit der bewachten und befestigten Rheinlinie; die Römer sicherten den Rheinübergang durch das mittlere der drei großen Kastelle zwischen Basel und dem Bodensee. Den Namen *Tenedo* scheint der feste Platz von einer durch das Gräberfeld auf Mittskirch belegten keltischen Siedlung übernommen zu haben. Die Hügelflächen wurden mit Mauern und Türmen umgeben, und in der Senke wurde ein kleines Bad eingerichtet, das 1931 aufgedeckt wurde, aber leider einem Neubau weichen mußte.² An die Mauern des rheinabwärts gelegenen, größeren der beiden Kastelle hat sich wohl im Süd-Westen, wo noch vor einer Generation zahlreiche Münzen³ gefunden wurden, das Zivillager angelehnt, in dem sich Händler und Handwerker und alles, was in der Nähe der Soldaten Brot und Schutz fand, ansiedelten.

Seit Professor Heierli zu Beginn dieses Jahrhunderts einen Plan der aufgehenden und der im Fundament erhaltenen Mauern aufgenommen und die fehlenden Mauerzüge nach Analogie und Geländeverlauf ergänzt hatte, war die Anlage des Doppelkastells bekannt;⁴ tieferen Einblick in sein Leben gewährten die Grabungen von 1954/55, welche der Deutung eines bei Heierli im westlichen Kastell eingezeichneten kirchenähnlichen Grundrisse galten.⁵

Unter dem Boden dieses Gebäudes fand sich eine Schicht, die durch Münzen ins vierte Jahrhundert, noch in die Militärzeit, datiert werden konnte. Im Abstand von einigen Metern zog sich der Kastellmauer entlang eine Lehm Böschung mit größeren und kleineren viereckigen und runden Pfostenlöchern, wahrscheinlich den Resten der Unterkunftshäuser für die Soldaten. Funde von Herdstellen und zugehörigen Aschenlöchern, einer Vorrats- oder Abfallgrube, eines Schwertgriffes weisen in dieselbe Richtung.

Das Gebäude selbst mit seinem stellenweise intakten Boden war eindeutig über diesem Horizont errichtet und gehört einer späteren Periode an. Es ist



Zurzach. Spätromisches Doppelkastell. Ausgrabungsplan nach J. Heierli.

(Klischee: Inst. Urg. Basel)

in geringer Entfernung von der Kastellmauer erbaut und besteht aus zwei Bauteilen, einem westlichen, fast quadratischen, der sich mit seiner Südwestecke einem Vorsprung der Kastellmauer bis auf zirka 40 Zentimeter nähert, und der vom ungefähr halbrunden östlichen Gebäudeteil durch zwei eingezogene Zungenmauern gesondert ist. Im Gegensatz zur Handquaderverblendung der Befestigungsmauer besteht das Mauerwerk dieses Baues aus unsorgfältig geschichteten, bräunlichen, einheimischen, nicht wetterfesten Kalkbruchsteinen, deren glatteste Fläche nach außen gekehrt ist. Als Bindemittel dient bräunlichgelber Mörtel. Ein Fundamentriegel aus gleichartigen Kalksteinbrocken, aber in Massen weißgelben Mörtels eingebettet und deutlich abgesetzt von beiden, verbindet einen inneren Turmvorsprung der Kastellmauer mit dem Halbrund. Wieder ungefähr im rechten Winkel setzt eine ähnliche Verbindungsmauer an die Kastellmauer an und stößt an die Südostecke des

rechteckigen Gebäudeteils. So entstand zwischen den beiden Mauerzügen ein ziemlich rechteckiger Annexraum, unter dessen Bodenniveau auf einem Schuttkegel eine Feuerstelle angelegt war.⁶ Einen weiteren ähnlichen Raum gewann man längs der geraden Südmauer des Gebäudes. Sein Bodenniveau entsprach dem des rechteckigen Raumes, und von diesem aus war er durch eine 130 Zentimeter breite Türe über eine niedere Schwelle betretbar.

In diesem Annex stieß gleich der erste Suchgraben auf den wichtigsten Fund, der zusammen mit den übrigen Beobachtungen des Herbstes 1954 alle Zweifel über die Deutung des Gebäudes als Speicher, Unterkunftsraum, Fahrenheiligtum oder Kirche beseitigte: An das Verbindungsstück zwischen dem Bau und der Befestigungsmauer war, sorgfältig eingebettet in einen Block von Tuffsteinen und durch rötliche Mörtelschichten abgedichtet, ein Wasserbehältnis angemauert, als solches gekennzeichnet durch den Viertelrundstab, welcher sich nach römischer Baugewohnheit allen Kanten einfügte, und durch die Auskleidung mit rötlichen, ziegelmehlhaltigem Verputz.

In der ursprünglichen Fassung maß der Behälter 110×110 Zentimeter und besaß gegen Westen einen Abfluß von quadratischem Querschnitt. In späteren Perioden wurde der Abfluß verstopft und das Volumen der Wanne durch Zusetzung mit Ziegelsteinen zweimal verkleinert, jedesmal weniger sorgfältig und mit kaum mehr erkennbarem Viertelrundstab.

Vom gelblichen Kalk-Wandverputz der südlichen Zungenmauer und seinem muldenförmigen Anschluß an den Bodenbelag hatten sich Reste erhalten, deren Fortsetzung in der Front der beiden Zungenmauern eine Stufe zwischen dem halbrunden und dem viereckigen Gebäudeteil verkleideten. Bemalte Verputzstücklein, deren Dekoration an die frühchristlicher Kirchen in unserer Gegend gemahnte, lagen mit der farbigen Fläche nach unten an den äußersten Enden der Stufe. Sie können von der Ausschmückung des Bogens stammen,⁷ welcher die Öffnung zwischen den beiden Raumteilen überspannte, oder, da sie sich nur zu beiden Seiten der Stufe fanden, Reste sein von zwei niederen Wänden, die den halbrunden Raumteil vom viereckigen nach Art der Chorschraken in frühchristlichen Kirchen abtrennte.

Der kleine Bau stand also über dem eindeutig römischen Niveau; er besaß die Form einer christlichen Kirche und wies eine Dekoration auf, wie sie an Bau- und Ausstattungselementen frühchristlicher Kirchen, Triumphbogen und Chorschraken, häufig ist, eine Chorstufe war da, und der Wasserbehälter fand im Vergleich mit römischen Badebassins und frühchristlichen Taufbecken unserer Gegend seine einleuchtende Erklärung als Taufbecken:

Es handelte sich offenbar um eine christliche Kirche, die sich durch ihre Taufanlage im Nebenraum als Pfarrkirche auswies.

Alle Geheimnisse gab der Bau aber nicht preis: Besaß er einen hängenden Dachstuhl? Unmöglich ist es nicht nach der Ansicht der Baufachleute. Die Apsis dürfte mit ihren schwachen Mauern ein Holzdach in der Form eines Halbkegels getragen haben. Unbekannt bleiben Zahl, Form und Lage der Fenster, völlig ungewiß die Lage der Türe. Von der Ausstattung ist uns neben den Malereienresten nur ein Säulenrest erhalten geblieben, der, verglichen mit solchen aus Teurnia, wohl von der Tragsäule eines Altares stammen könnte.⁸ Die Türe gegen den Taufraum zeigte keine Spuren von Gewänden; nichts ließ auf Türflügel schließen. Sie wird mit Vorhängen verschlossen gewesen sein, «die in reicher Zahl zum Inventar einer alten christlichen Kirche gehören».⁹ Im Taufraum selber liefen der Nord- und Südwand entlang vor dem Taufbecken ein kurzer Lehmsockel und Eindrücke von Balken, wahrscheinlich Reste von Sitzbänken. Der Raum mag, da in der frühen Kirche Taufe und Firmung eng verbunden waren,¹⁰ zugleich als *Consignatorium*, Firmraum, gedient haben.

* * *

Um 1010 entstand eine Sammlung der Wundertaten der heiligen Verena, das Mirakelbuch.¹¹ Darin wird berichtet, wie Hirten bei der Verena- und Mauritiuskapelle auf dem Kirchlibuck, in der *urbs antiqua iuxta Renum* ein wundertätiges steinernes Gefäß fanden, offenbar das Krüglein der heiligen Verena.¹² Die *vita posterior* der Heiligen aus dem zehnten Jahrhundert¹³ spricht von dem Ort ganz ähnlich: «*Et erat ibi iuxta ripam Rheni civitas, in qua erant multi leprosi et alii pauperes Christi*»¹⁴ und projiziert dabei sichtlich die Verhältnisse des zehnten Jahrhunderts in die Zeit der heiligen Verena zurück. Der Mirakelschreiber erwähnt den Bau der noch bestehenden Verena- und Mauritiuskapelle auf Burg,¹⁵ aber die kleine Pfarrkirche daneben scheint weder er noch der Vitenschreiber mehr zu kennen; bei beiden ist der Kirchlibuck offensichtlich das Viertel der «Armen und Heruntergekommenen, der Ausgestoßenen und Aussätzigen»;¹⁶ wohl wie heute weiden Hirten dort ihr Vieh, und altes Gemäuer weist auf eine alte Siedlung, eine *civitas, urbs antiqua* hin.

Zu ihr könnte die Pfarrkirche gehört haben; aber wann mag diese entstanden sein?

Den sicheren *terminus post* bildet die Fundschicht des vierten Jahrhunderts mit dem Schwergewicht in der ersten Hälfte,¹⁷ die unter den Kirchenfundamenten ungestört durchgeht.

Zur genaueren Einordnung und zeitlichen Festlegung des kleinen Baues bleibt uns die Beobachtung seiner Lage, der Form und der Ausstattung.

Die Elemente der Bauform – fast quadratisches Schiff und ungefähr halb-

kreisförmige Apsis, die aber durch den vielleicht fünf Meter breiten Bogen hindurch gesehen sehr tief gewirkt haben muß – finden sich wieder bei verschiedenen unserer frühen Kirchenbauten.

Ein ziemlich genau quadratisches Schiff weist zum Beispiel auf St. Germain, neben der Kathedrale St. Pierre die älteste Genfer Kirche aus dem fünften Jahrhundert, die, nur wenig kleiner als die Zurzacher Kirche, sicher dreischiffig angelegt war. Annähernd quadratisch ist auch das Schiff der ersten Kirche von St. Martin in Zillis aus dem fünften Jahrhundert.¹⁸ Derselben Gruppe dürfte ein diesen Sommer in Schiers aufgedecktes Kleinkirchlein mit wieder ungefähr quadratischem Laienraum zuzurechnen sein.¹⁹ Eine Reihe karolingischer Kleinkirchen mit demselben Merkmal glaubt L. Blondel identifizieren zu können als des «chapelles de palais».²⁰

Die wenigen mir bekannten Halbkreisapsiden ohne Stelzung lassen sich nicht ohne weiteres zur Datierung verwenden, da sie sich über das ganze erste Jahrtausend verteilen.²¹ Aussagekräftiger ist die durch Vorziehen der Schultermauern erreichte Wirkung eines tiefen Presbyteriums. Nach den Erfahrungen von L. Blondel läßt sich feststellen, daß mit Ausnahme derjenigen von Kathedralkirchen am Anfang, «soit dès le Ve siècle les absides sont plus profondes que larges». In der Folgezeit werden sie breiter,²² und seit dem zehnten Jahrhundert sind sie ausgesprochen geräumig – wie J. Hubert sagt, weil sie jetzt zu eigentlichen Sanctuarien werden.²³ Mit dieser Entwicklung mag es zusammenhängen, wenn die in der Frühzeit in unserer Gegend eher seltenen und erst seit karolingischer Zeit in Deutschland, Frankreich und unseren Gebieten zum normalen Baubestand gehörigen Schultermauern²⁴ im ersten Bau von Romainmôtier noch vorhanden sind, im zweiten Bau (achtes Jahrhundert) aber in Wegfall kommen und einerseits eine breitere Entfaltung der Liturgie, anderseits bessere Sicht auf den Altar gestatten.

So läßt sich nach einer Betrachtung der Bauform wohl sagen: Das quadratische Schiff weist den Bau in eine Gruppe von frühen Kirchenbauten, die bei uns besonders durch St. Germain in Genf (aus dem ausgehenden vierten und beginnenden fünften Jahrhundert) und durch St. Martin in Zillis I (aus dem Ende des fünften Jahrhunderts) belegt ist. Ebenfalls auf die Frühzeit weist, im Zusammenhang gesehen, die halbkreisförmige Apsis mit den vorgezogenen Flügelmauern.²⁵

Interessant ist der Vergleich der Annexanlage mit Beispielen des ersten Jahrtausends. Zwar scheinen die Annexe in einen zufällig sich ergebenden Raum zwischen Kirche und Kastellmauer hineingesetzt, aber die Art und Weise, den Raum auszunützen und aufzuteilen, entspricht zu wörtlich dem Brauche des ausgehenden fünften und beginnenden sechsten Jahrhunderts,

als daß auch sie rein zufällig sein könnte.²⁶ Der eine Nebenraum lehnt sich an die Apsis an, während der andere der ganzen Länge nach das Kirchenschiff begleitet. Das ist die Anordnung, die Zillis I zeigt, und die in weiterentwickelten Gebieten, zum Beispiel in Dalmatien,²⁷ schon etwas früher anzutreffen ist.

Recht häufig ist in dieser Zeit die Stellung der gerne symmetrisch angeordneten, als Sakristeien gedeuteten Räume im Winkel zwischen Apsis und Ostmauer des Schiffs. Die unserem kleinen Taufbecken vergleichbaren Beispiele aus den Alpenländern stammen alle aus dem späten fünften oder dem beginnenden sechsten Jahrhundert. Das bekannteste ist vielleicht das im mittleren Annexraum von Zillis I erschlossene und von E. Poeschel ins ausgehende fünfte Jahrhundert datierte.²⁸ Nach ihm wurde eine ähnliche Anlage auf dem Pankratiusstein bei Trins datiert. L. Blondel setzt eine mögliche Taufanlage in St. Maurice in den Beginn des sechsten Jahrhunderts, und in Kärnten stammt das quadratische Taufbecken von Duell noch aus dem fünften Jahrhundert. Alle diese einfachen Anlagen, neben denen aber auch größere und reicher ausgestattete eigentliche Taufhäuser existieren, wie Riva San Vitale im Tessin, weisen nicht nur ähnliche rechteckige oder quadratische Formen auf, sondern lassen sich auch in den Maßen mit dem Zurzacher Taufbecken vergleichen.²⁹

Die Malereireste an der Chorstufe lohnen eine genauere Betrachtung: Die bis ein Dezimeter großen Stücklein bestanden aus drei Schichten: Dem Wandverputz mit deutlichen Eindrücken von Ruten auf der Rückseite, der braunen lehmigen Schicht von zirka 0,5–1 Zentimeter Dicke darüber, welche Unebenheiten des Wandputzes ausglich und als Unterlage diente für die darauf liegende feine, dünne Kalk-Malschicht von wenigen Millimetern (bis 0,5 Zentimeter). Darauf sind in Temperamalerei auf weißem Grunde rote, ungleich, zirka ein Zentimeter dicke Linien gemalt, die unter verschiedenen Winkeln aneinanderstoßen, zum Teil gekrümmt sind und auch begleitet von dünneren gelben Linien. Ein einziger blauer Punkt fand sich.

Wie mag die Malerei ausgesehen haben? Die zwei Rekonstruktionsvorschläge machen den Gittercharakter deutlich, wie er der spätesten Phase der römischen Malerei in unseren Gebieten entspricht. Hier wurde die ganze Wand einfarbig eingetönt und durch verschiedenfarbige dünne Linien geometrisch gemustert.³⁰ Eine Dekoration ähnlicher Art muß die Decke der rechten Seitenkapelle der Friedhofkirche in Teurnia im fünften Jahrhundert besessen haben. Rudolf Egger rekonstruiert sie folgendermaßen: «...mit einem engmaschigen Rhombennetz auf blauem Grunde. Jedes der kleinen Vierecke hatte ein Auge in Form eines zinnoberroten Punktes...»³¹ Im letzten Jahrhundert fand Blavignac bei Grabungen unter der Kathedrale St. Pierre

in Genf ansehnliche Wanddekor-Stücke desselben Charakters: Die Tuffmauer war mit einem rotbemalten Gitternetz aus Stuckbändern auf einheitlich getöntem Grunde verziert.³²

So weisen Bauform, Annexanlage, Taufbecken und Ausstattung in die Zeit des fünften und sechsten Jahrhunderts. Poeschel möchte St. Martin in Zillis eher gegen Ende des fünften Jahrhunderts datieren, denn «erst allmählich – in Churrätien vielleicht wegen der Weitläufigkeit des Landes noch verhältnismäßig früh – werden einige entlegenere Landkirchen das Taufrecht erhalten haben».³³

Wir werden kaum fehl gehen, wenn wir die Entstehung der Kirche im fünften Jahrhundert, der (sekundären) Taufanlage und der Annexe in der heutigen Gestalt um 500 oder im frühen sechsten Jahrhundert für wahrscheinlich halten.³⁴

* * *

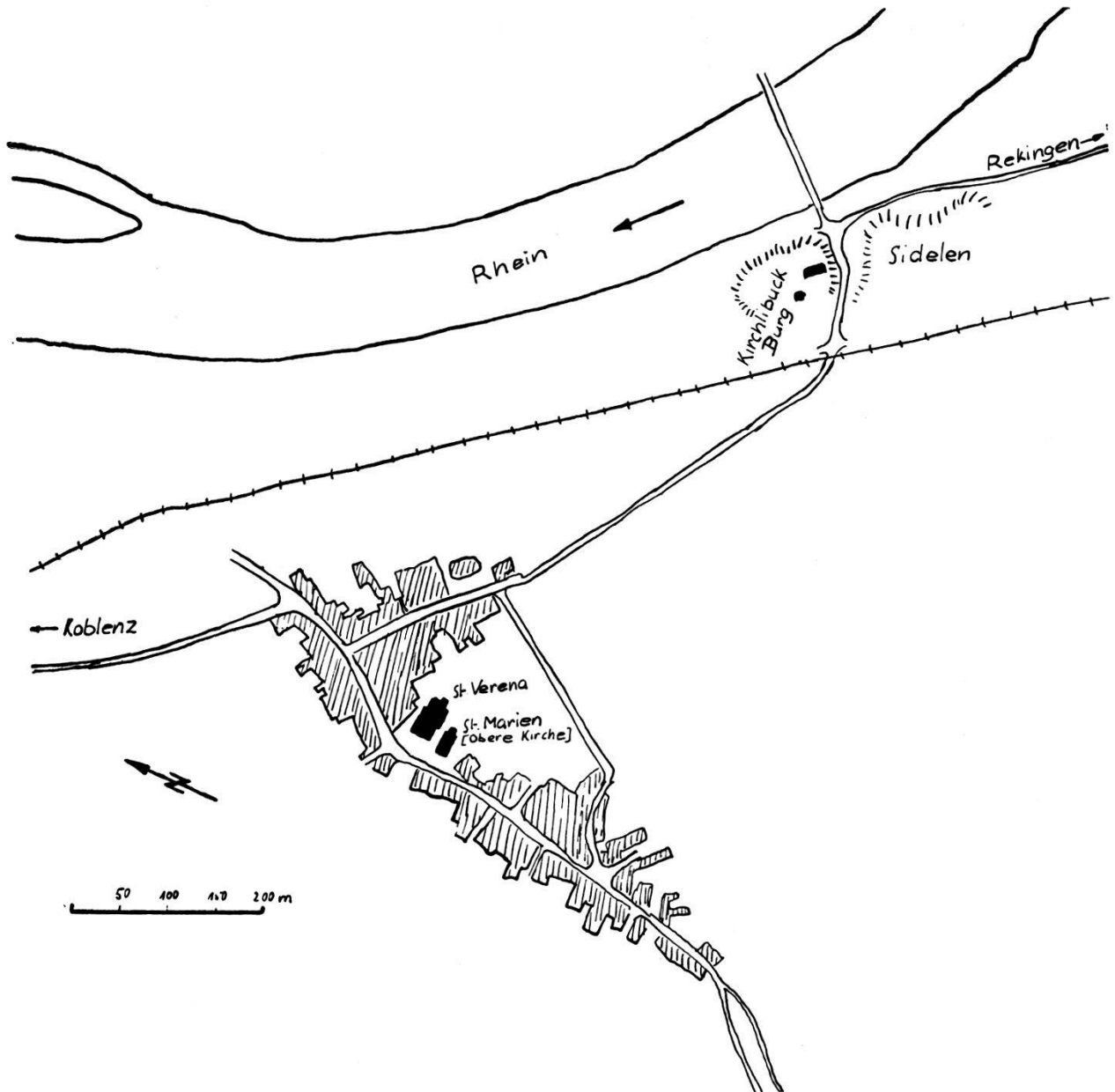
Nach der Legende kam die heilige Verena im Gefolge der thebäischen Legion in die Schweiz. Sie lebte erst in der Verenaschlucht bei Solothurn, dann auf einer Rheininsel bei Koblenz und ließ sich schließlich in Zurzach nieder, wo schon eine Pfarrei mit einer Muttergotteskirche bestand.

Die Heilige soll im Jahre 344 gestorben sein. Und da auch die Kirche auf Burg in die Völkerwanderungszeit hinaufreicht, kann man sich nach der Beziehung zwischen Legende und Kirchlein fragen.

Für die Leute des zehnten und beginnenden elften Jahrhunderts scheint sie nicht bestanden zu haben, denn wir finden weder in den Viten noch im Mirakelbuch eine Erwähnung der Pfarrkirche auf dem Kirchlibuck. Offensichtlich wird eine damals bestehende Pfarrkirche neben der Verenakirche mit dem zur Zeit der heiligen Verena genannten Gotteshaus identifiziert. Aber es lebt noch in den Tagen des Viten- und Mirakelschreibers die Erinnerung an eine frühere, offenbar bedeutende Siedlung auf Burg, die «*civitas antiqua*» und «*urbs antiqua*».

Noch eine Frage ergibt sich: Bestanden die *civitas antiqua* und eine Siedlung an der Stelle des Fleckens gleichzeitig und gab es im ersten Jahrtausend im Abstand von weniger als einem Kilometer zwei zur selben Zeit benutzte Pfarrkirchen? Oder löste der Flecken die *civitas antiqua* ab und ist vielleicht die Pfarrkirche St. Marien die Nachfolgerin derjenigen auf Burg?

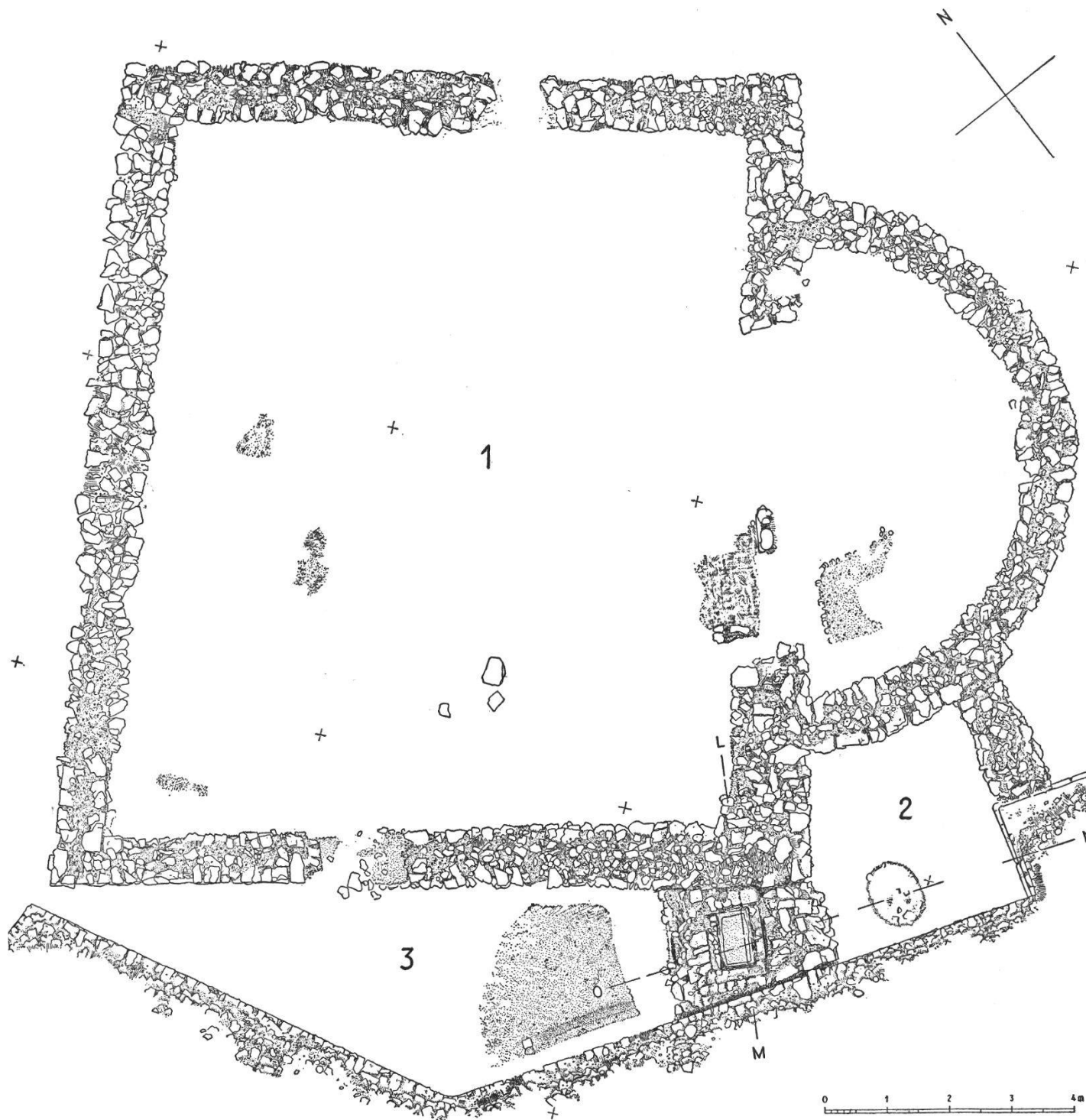
Es kann mit der allgemeinen Quellenlage zusammenhängen, wenn uns keine Zeugnisse für Verenakult und Verenawallfahrt im besonderen aus vor-karolingischer Zeit überliefert sind. Weil sie aber im neunten Jahrhundert so bedeutungsvoll einsetzen (um 830 besteht in Zurzach ein benediktinisches Doppelkloster; es ist königlicher Besitz; Karl III. schenkt es seiner Gemahlin



Zurzach. Im Flecken das St. Verenamünster und die ehemalige Pfarrkirche St. Marien («Obere Kirche»). Auf Kirchlibuck-Burg südlich die frühmittelalterliche Pfarr- und Taufkirche, im Osten die Mirakelkapelle St. Verena und Maurilius.

Richardis; nach seinem Tode gelangt es an die Reichenau zum Unterhalt der Totenlichter für den König), scheint es nicht zum vornherein unmöglich, daß der Kult überhaupt erst in so später Zeit aufgekommen sei. Ganz abgesehen von den umstrittenen Beziehungen zwischen der christlichen Verena und der keltischen Dirona und der These, wonach die Grabplatte auf dem Sarkophag der Heiligen ihr Vorbild in einem gallorömischen Frauengrabstein hätte, würde es sich aber dann um einen ganz exzeptionellen Fall handeln, da sich bei Wallfahrtsorten fast regelmäßig die Kontinuität sehr weit – oft bis in vorchristliche Zeit – zurückverfolgen läßt. 34 a.

Wenn ich es deshalb wage, im folgenden mit aller Vorsicht eine For-

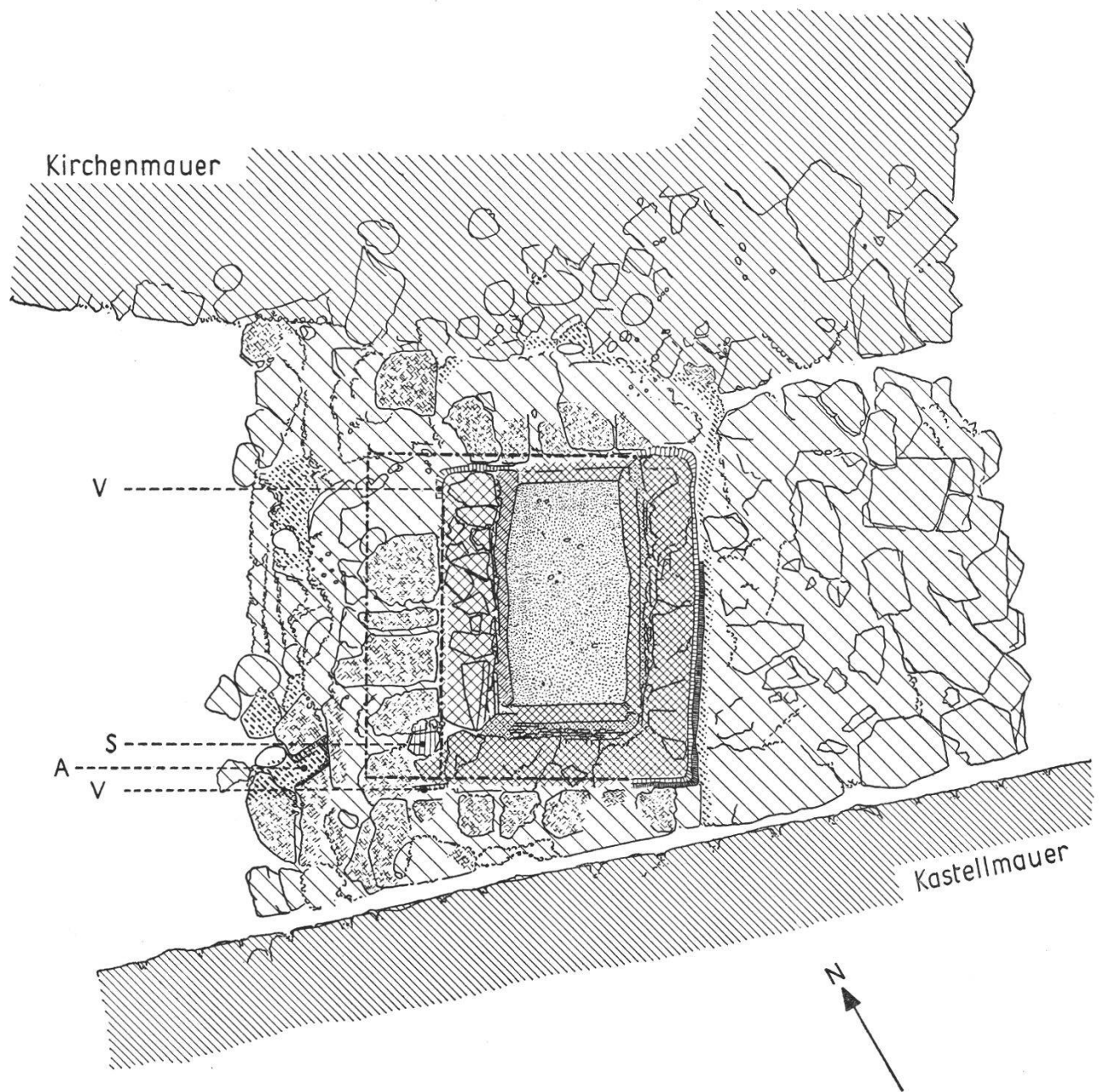


ZURZACH CHILEBÜCKLI (KIRCHLIBUCK) FRÜHCHRISTLICHE KIRCHE MIT TAUFBECKEN

Aufnahme und Ausarbeitung im Maßstab 1:25
durch O. Lüdin vom 14.-27. April 1955
für Inst. Urg. Basel

*Zurzach. Frühmittelalterliche Kirche. Steingerechte Gesamtaufnahme.
Die Bodenreste sind geschummert eingezeichnet.*

(Klischee: Inst. Urg. Basel)



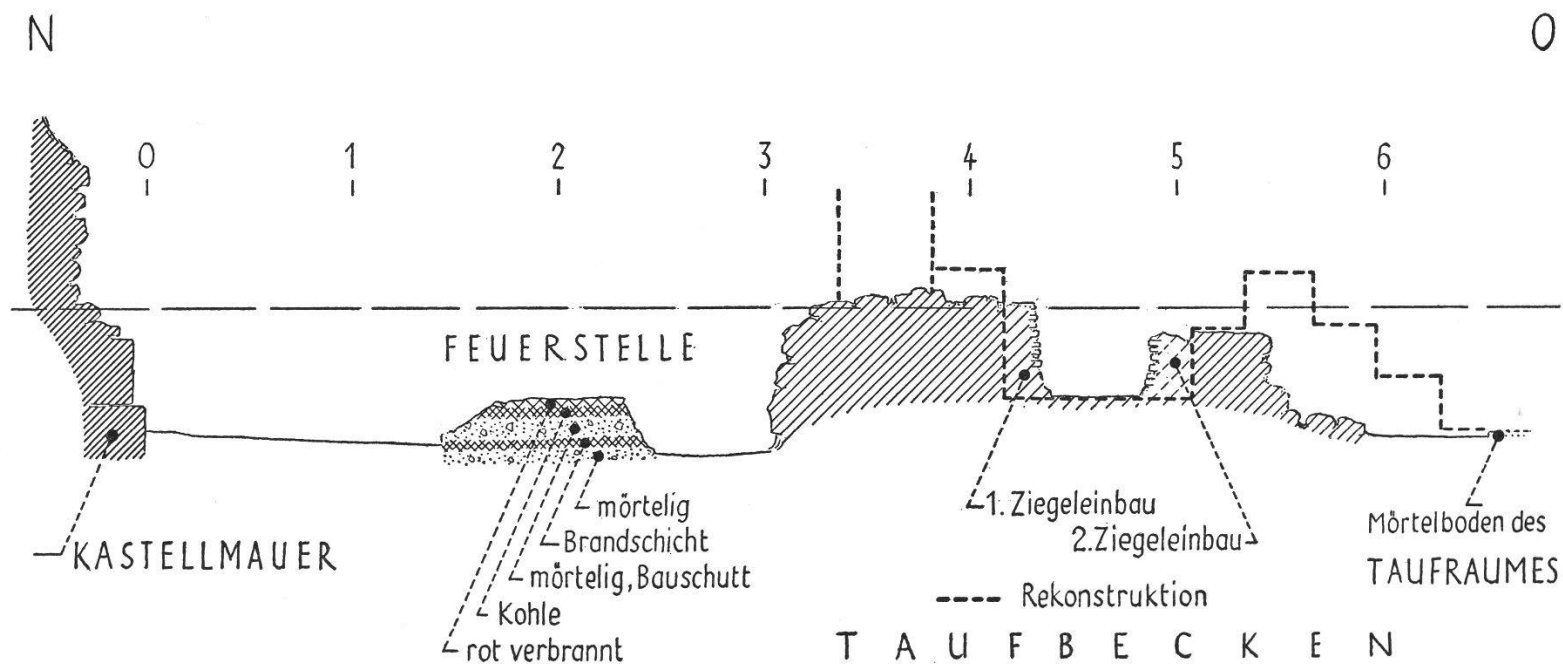
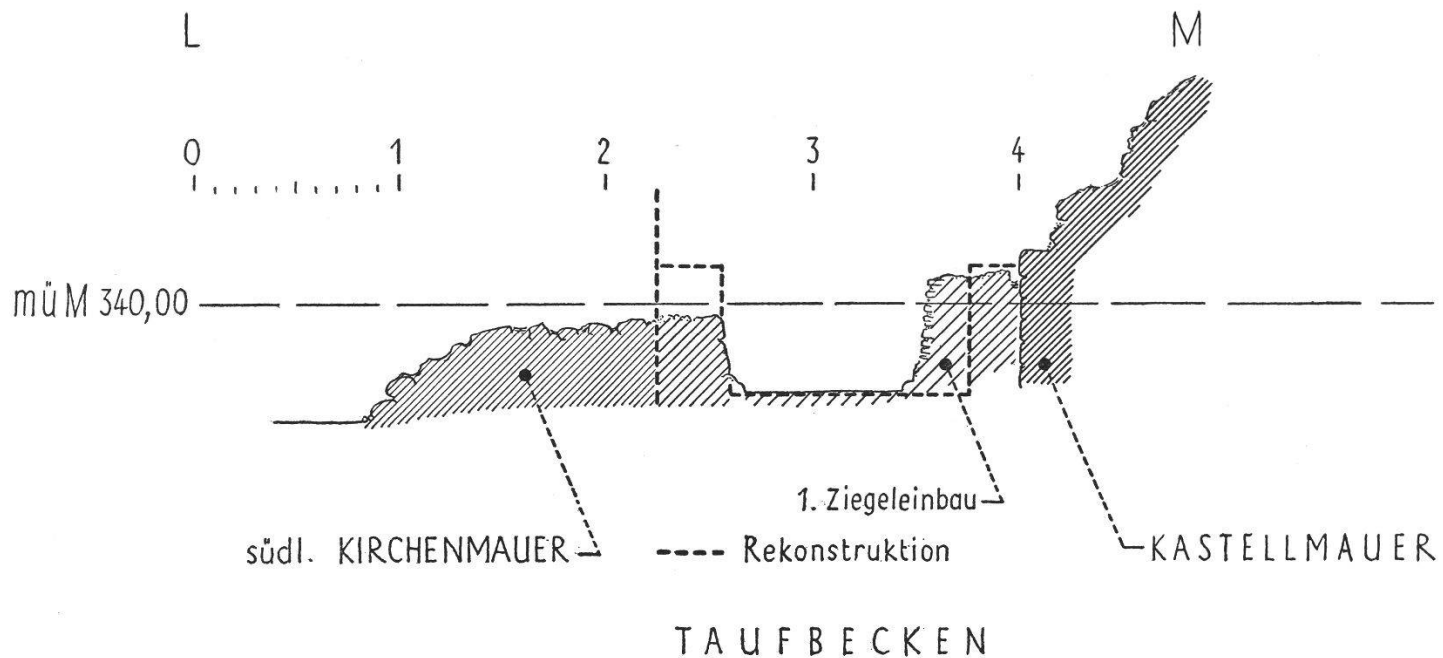
- | | | | |
|--|------------|--|--------------------|
| | 1. Verputz | | 1. Ziegeleinbau |
| | 2. Verputz | | 2. Ziegeleinbau |
| | 3. Verputz | | roter Mörtel |
| | Tuffstein | | 1. Becken, ergänzt |

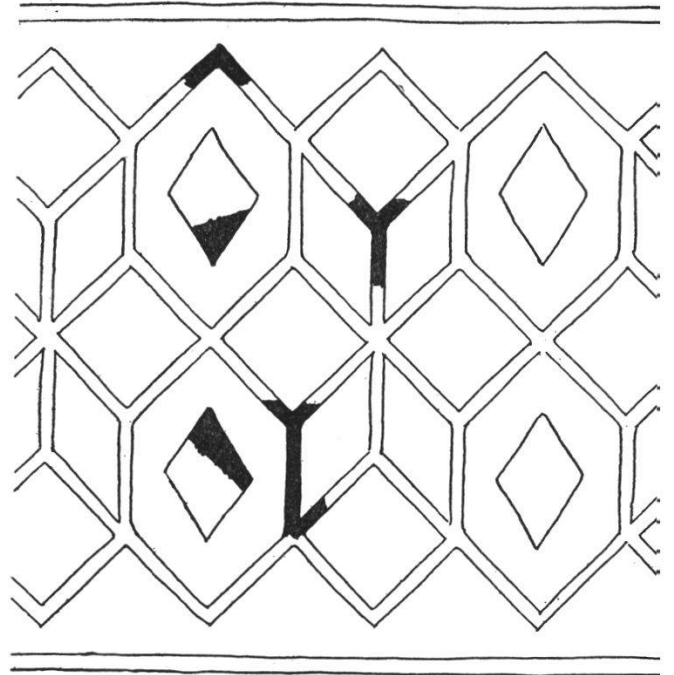
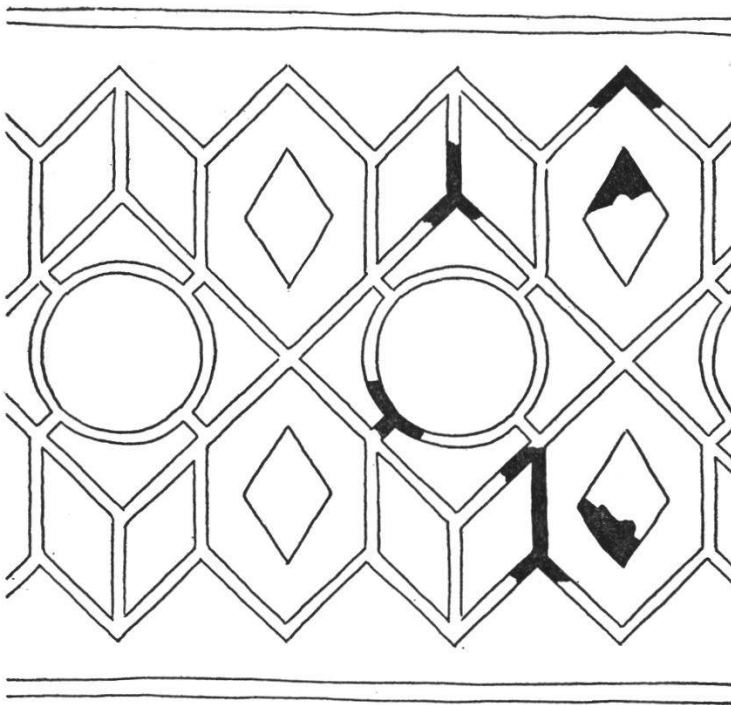
Zurzach. Taufbecken. Steingerechte Aufnahme.

(Klischee: Inst. Urg. Basel)

Zürzach. Schnitte durch das Taufbecken mit Rekonstruktionsversuch.

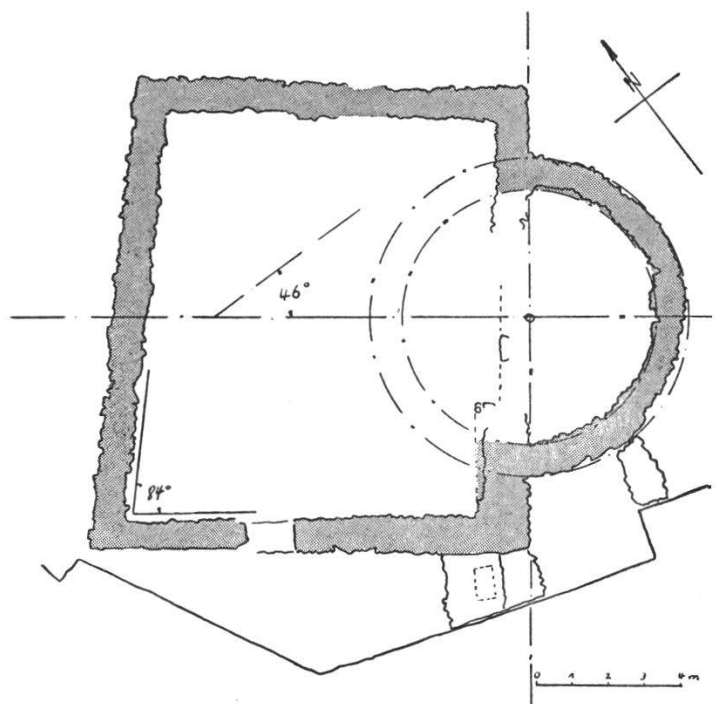
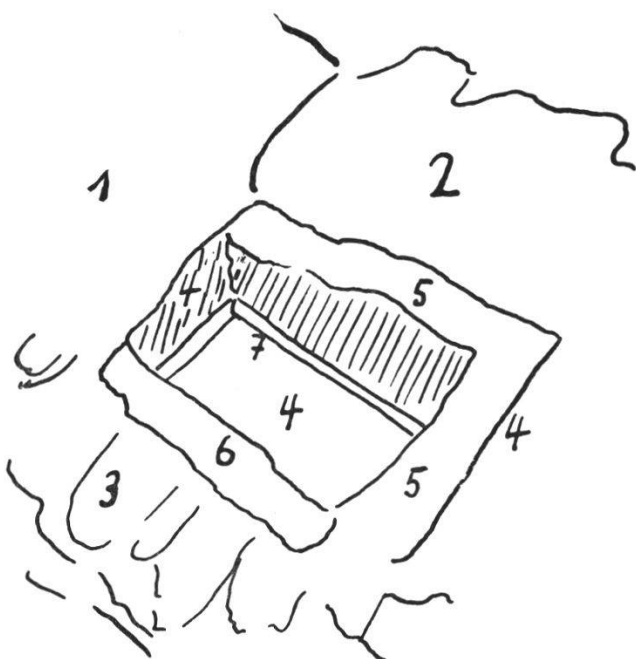
(Klischee: Inst. Urq. Basel)





Zurzach. Versuch einer Rekonstruktion der Wandmalerei.
Schwarz bezeichnet die erhaltenen Fragmente in rot.

(Klischee: Inst. Urg. Basel)



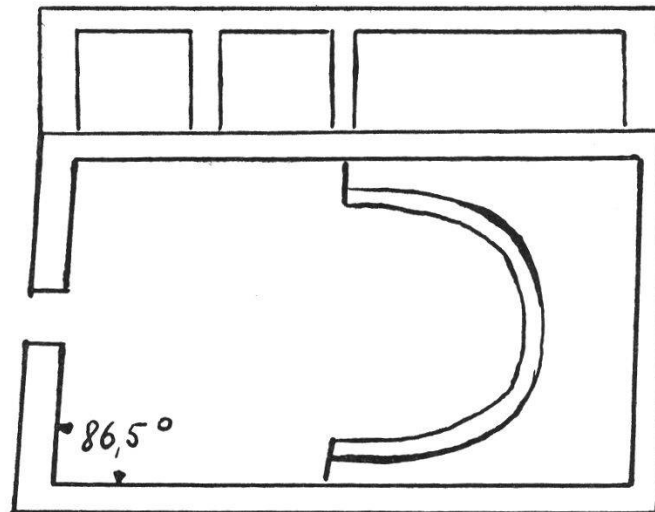
Zurzach. Taufbecken von der Kastellmauer
aus gesehen.

- 1 Kirchenmauer. 2 Mauerriegel zwischen 1
und Kastellmauer. 3 Tuffsteinrahmen. 4
Erste quadratische Fassung des Beckens.
- 5 Erste Ziegelzusetzung. 6 Zweiter Einbau.
- 7 Viertelrundstab.

Zillis, St. Martin. Rechteckiger, vielleicht ursprünglich profaner Saal unmittelbar auf römischer Kulturschicht. Der leicht parabolisch gebogene Mauerzug, wohl das Fundament einer eingebauten Apsis.

Taufanlage im mittleren Raum des Annexes.

(n. Poeschel, ZAK 1939 und KdM Grbdn V, 223 f.)



1 0 1 2 3 4 5 m

schungshypothese vorzulegen, so möchte ich aus der Analogie nur die allgemeinsten Entwicklungszüge andeuten; im einzelnen müßte jeder Fall aus seiner besonderen Lage heraus charakterisiert werden.

Die Kirche auf Burg mag also im fünften Jahrhundert erbaut worden sein von der vielleicht schon ganz christianisierten gallorömischen Bevölkerung, die sich wohl in bedrängter Zeit in das seit Beginn des fünften Jahrhunderts von den römischen Truppen verlassene Kastell zurückgezogen hatte.

Solche Kastellkirchen gehören zu den ältesten christlichen Heiligtümern, und sie sind in der Schweiz an zahlreichen Orten nachgewiesen oder vermutet: Am Rhein in den andern großen Kastellen, Basel, Burg bei Eschensch, in Kaiser-augst, an römischen Straßen in Genf, Lausanne, Solothurn, Windisch, Oberwinterthur, Pfyn, im Kastell Schaan (Liechtenstein), und auch im Kastell Ir-genhausen wird eine kleine christliche Anlage vermutet.³⁵ In der weiteren Umgebung gehören zu den bedeutendsten Beispielen Konstanz, Straßburg, Augsburg, Regensburg.

In den Kastellen erbauten die Christen die ersten Bischofs- und Gemeindekirchen und außerhalb, an den Ausfallstraßen, legten sie nach römischem Brauche (nicht selten in heidnischen Friedhöfen), der keine Bestattungen *intra muros* duldete,³⁶ ihre Friedhöfe an. Vorchristliches Brauchtum erhielt sich auch in der Sitte, über den Gräbern vornehmer Toter Gedächtnisbauten zu errichten, und sich darin, über den Gräbern der Verstorbenen, zu jährlichen Gedächtnismahlzeiten zu versammeln. Besonders gut läßt sich diese Sitte im Rheinlande an erhaltenen und rekonstruierten Denkmälern studie-

ren, wie der Grabgruft von Ehrang bei Trier, Nehren, Kreis Cochem, Weiden bei Köln, aber auch in primitiveren Anlagen von Xanten, Bonn, Köln. Als vornehmste Tote galten den Christen die Martyrer und Bekenner. Häufig wurden ihre auf Gottesäckern errichteten Grabbauten wieder Zentren von ausgedehnten Friedhöfen, denn es galt dem mittelalterlichen Menschen viel, *ad pedes sancti* begraben zu sein, dem Heiligen auch im Tode nahe und seiner Fürbitte gewiß zu sein, dessen Schutz man im Leben erfahren hatte. In Augsburg ließen sich die Bischöfe, deren Sitz im alten *Castrum* lag, bis ins zehnte Jahrhundert am Grabe der heiligen Afra an der römischen Heerstraße beisetzen.³⁷ Auch in Chur scheinen die Bischöfe eine solche Grabkirche außerhalb der Mauern besessen zu haben. An den meisten dieser Heiligengräber finden wir später Klöster, vielleicht Votivstiftungen hoher Wallfahrer, was in den Gründungslegenden von St. Gereon in Köln, St. Victor in Xanten und St. Cassius in Bonn nachklingen könnte: Alle drei Stifte schreiben ihre Gründung der Kaiserin Helene zu.³⁸ Das neue geistliche Zentrum rivalisiert mit dem Bischofssitz: In Köln schuf erst der Besitz der Reliquien der Heiligen Drei Könige den mittelalterlichen Dom als Mittelpunkt aller Märtyrer- und Reliquienkirchen.³⁹ Bei einigen läßt sich auch die Entwicklung eines Marktes verfolgen:⁴⁰ Wo nicht im *Castrum* ein starker Bischofssitz bestand, da wurde die Heiligen-Grabkirche nicht nur zum Mittelpunkt des geistlichen Lebens, sondern zum Mittelpunkt des Lebens überhaupt: «In Bonn ist durch die Jahrhunderte fast kartenmäßig zu zeigen, wie die Kirchen des Bonner *Castrums* abnehmen, die des Cassiusstiftes zunehmen, bis Dietkirchen einsam im Felde liegt.»⁴¹

Ähnlich könnten die Verhältnisse in Zurzach liegen, wo auch die später verlassene *civitas antiqua* kein Bischofssitz war, und wo es in der Nähe der Römerstraße am Bach das Grab einer Heiligen gibt.⁴² Ob dieses in einem Friedhof lag, läßt sich leider nicht mehr feststellen.⁴³ Auch lassen uns die Urkunden über die Gründung des Klosters ganz im Unklaren. Sie mag in merowingischer oder frühkarolingischer Zeit erfolgt sein, «am wahrscheinlichsten durch ein Mitglied des fränkischen Königshauses».⁴⁴ Um 830 bestand es jedenfalls als benediktinisches Doppelkloster. Zur Zeit einer besonderen Kultblüte im zehnten Jahrhundert wurde der Kern des heutigen Verena-münsters erbaut. Aus derselben Zeit sind uns Spuren eines Marktes in der Siedlung um das Verenagrab faßbar, der sich wohl im Gefolge der Wallfahrten herausbildete, und der dann im späten Mittelalter eine der großen Waren-messen in unserem Lande wurde.⁴⁵

Wie in Xanten, «*ad sanctos*», in Bonn, in *Verulamium* (St. Albans, England) und anderswo ein Heiligengrab die Stadt gründete, so hätte in Zurzach

die Grabkirche nicht nur die Entstehung eines eigenen Dorfes verursacht, sondern auch wie in den genannten Orten das ganze Leben der *urbs antiqua* an sich gezogen.⁴⁶ Und wenn das Grab tatsächlich in einem Friedhofe stand, so ließe sich sagen: Aus einer Nekropole war die Stadt der Lebenden geworden und die *civitas antiqua*, vorläufig noch eine «Vorstadt der Elenden», wurde bald zu einer Stätte der Toten: In der Pestnot des siebzehnten Jahrhunderts legte die Gemeinde Zurzach dort ihren Gottesacker an.⁴⁷

Offenbar war auch die Pfarrkirche in die Nähe des Heiligengrabes verlegt worden, und es entstand am Grabe der Heiligen die Parallelanlage einer Gemeinde- und einer Grabkirche,⁴⁸ wie man sie seit dem sechsten Jahrhundert und am klarsten in Salona antreffen kann. Die neue Pfarrkirche könnte das Patrozinium der alten übernommen haben, sind doch Marienpatrozinien bei frühen Kastellkirchen, zum Beispiel in Chur, in Straßburg und Augsburg belegt. Die Verlegung scheint zur Zeit des Viten- und des Mirakelschreibers schon weit zurückzuliegen, die von einer Pfarrkirche auf Burg nichts mehr zu wissen scheinen und die Verhältnisse ihrer eigenen Zeit denen des vierten Jahrhunderts gleichsetzen.⁴⁹

Noch lange blieben Kloster – das spätere Stift – und Pfarrei zwei rechtlich getrennte Institutionen; das Kloster hatte ja nicht, wie so oft, die Pfarrei eingerichtet; erst mit Erlaß vom 24. Juni 1294 unterstellte Bischof Heinrich II. von Konstanz die bisher zum Landkapitel Regensburg gehörige St. Marienpfarre Zurzach dem Kollegiatstifte, wie Johannes Huber schreibt: «In Würdigung des Umstandes, daß die leiblichen Überreste der h. Jungfrau Verena in der von frommen Gläubigen aus den fernsten Weltgegenden vielbesuchten Collegiatkirche Zurzach beigesetzt sind und daß der öffentliche Gottesdienst daselbst in würdigster Weise gefeiert wird.»⁵⁰

Für die Legende der heiligen Verena würde sich so ergeben: Ob die Heiligengeschichte das Leben der Heiligen zu früh ansetzt oder ob der Kirchenbau auf Burg einen Vorgänger hatte,⁵¹ läßt sich vorläufig nicht entscheiden. Es scheint aber doch, daß sich das Leben der heiligen Verena eher mit der *civitas antiqua* in Verbindung bringen läßt als mit dem heutigen Flecken, der nach der dargelegten Hypothese seinen Ursprung auf die Heilige und ihr Grab zurückführen dürfte, welches ja städtebaulich und geistig auch heute noch sein Mittelpunkt ist.

Eher als die Existenz einer frühen Christengemeinde kann es überraschen, daß auch im Gebiete der Nordschweiz eine so frühe Pfarrkirche mit dem Taufrechte ausgestattet ist, ohne Bischofssitz zu sein. Es bestätigt sich auch für die größeren Zusammenhänge wieder, daß das frühe Christentum an den Städten und festen Plätzen anknüpft. Und wenn es sich beinahe als Regel

aufstellen läßt, daß an Bischofssitzen wie Chur, Straßburg, Augsburg, Regensburg, Mainz, Köln usw. sich die beiden kirchlichen Zentren, Gemeindekirche und Heiligen-Grabkirche getrennt entwickeln und schließlich zusammenwachsen, während neben Grabheiligtümern wie Bonn, Xanten usw., die nicht von bischöflichen Stadtkirchen konkurrenziert werden, das alte Zentrum zur Bedeutungslosigkeit herabsinkt und sogar zerfällt, so dürfte für diesen zweiten Typ in der Schweiz die Entwicklung der frühen kirchlichen Verhältnisse in Zurzach illustrativ sein.

ANMERKUNGEN

- 1 «Das größere der beiden Castelle hat seinen früheren Namen Burg an die umliegenden Häuser abgegeben und von der im Castellraume erbauten Mauricius-(St. Verena- und Mauriciuskapelle, d. V.)-kapelle den Namen angenommen», schreibt Ferdinand Keller in *Die römischen Ansiedlungen in der Ostschweiz I*, Mitt. d. antiqu. Ges. Zürich, 1860, 305.
Sidelen: Johannes Huber schreibt «Sidellen» und bringt den Namen mit «Cittadelle» in Verbindung: *Geschichte des Stiftes Zurzach*, Klingnau 1869, S. 1.
Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß es sich um einen vorrömischen Wortstamm «Sid-», «Sidili-» (wie in Souilly) handelt, vgl. Alfred Holder, *Alt-Celtischer Sprachschatz II*, Leipzig 1897, 1540 f.
Mitteilung von Herrn Prof. H. G. Wackernagel.
- 2 Hüsser, Peter, *Das Römerbad in Zurzach*, Argovia Bd. 52, Aarau 1940.
- 3 Auskunft von Frl. A. Schmid, Fahrhaus.
- 4 Heierli, Jakob, *Das römische Kastell Burg bei Zurzach*, *Anzeiger für schweizerische Altertumskunde* 1907, 23 und 83 ff., früher: Keller, Ferdinand, 1. c.
- 5 Publikation von Prof. R. Laur-Belart und Dr. R. Fellmann in *Ur-Schweiz*, Jahrgang XIX, Nr. 4.
Ich danke Herrn Prof. Laur für seine freundliche Hilfe in Form von Auskünften, Erlaubnis zur Einsichtnahme in das Grabungstagebuch und die Überlassung der *Ur-Schweiz-Klischees*. Daneben benutzte ich eigene Notizen aus den Grabungen 1954/55.
- 6 Da die vorgefundene Ost- und Westmauer des Annexraumes (die beiden Verbindungsmauern zwischen dem Gebäude und der Befestigungsmauer) nur Fundamente sind, muß der Boden des Raumes ca. 50 cm über der Oberfläche der Feuerstelle gelegen haben. Die Oberfläche weist abgerundete Kanten auf; hätte sie sich in einer Feuergrube im Raume befunden, so müßte diese eine Tiefe von vielleicht 70–80 cm besessen haben. Eine ca. 50 cm unter dem Bodenniveau des Raumes liegende Feuerstelle scheint mir wenig wahrscheinlich.
Andererseits ist die Feuerstelle angelegt auf einem Schutthügel mit einer unteren Schicht Mörtelgruß vom Bau der Kastellmauer und einer oberen, die das bräunliche Gestein des Apsisbaues enthält.
Sie muß also, wenn sie nicht gut im rekonstruierten Nebenraume gebraucht worden sein kann, in der Zwischenzeit zwischen dem Bau des Apsisgebäudes und der Annexe (die sich ja als sekundär, aber deswegen nicht unbedingt sehr viel später zu erkennen geben) in Gebrauch gestanden haben. Hatten die Annexe Vorgänger?

Darauf könnte vielleicht der Umstand hinweisen, daß sich die beiden Verbindungsmauern (besonders auffällig bei derjenigen mit dem Taufbecken) infolge Senkung von der Kastellmauer ablösen.

- 7 Da sie Ruteneindrücke aufweisen in ihrer untersten Schicht (s. u.), können sie nicht von der gemauerten Mauer stammen, sondern gehören zu einer «Wand» aus Rutengeflecht.
- 8 In Teurnia ruhte die Altarplatte auf einem 87 cm hohen Säulenfuß von 31 cm Durchmesser. Rudolf Egger, *Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Norikum* (Sonderschriften des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien, Bd. IX), 1916, S. 15 f., Abb. 11 (im folgenden zit.: Egger 1916).
Im 5. Jh. ist der Tischaltar das übliche, während seit dem 6. Jh. die Schreinform aufkommt (Egger 1916, 54).
- 9 Egger 1916, S. 25.
- 10 vgl. F. Dölger, *das Sakrament der Firmung historisch und dogmatisch dargestellt*, Wien 1905, 149 ff.
- 11 mit Kommentar ediert von Adolf Reinle in: *Die heilige Verena von Zurzach, Legende, Kult, Denkmäler*, Ars docta Bd. 6, Basel 1948, S. 48 ff. (im folgenden zit.: Reinle).
- 12 Reinle, S. 60, XX.
- 13 mit Kommentar ediert bei Reinle, S. 38 ff.
- 14 Reinle, S. 40.
- 15 Reinle, S. 60, XX.
- 16 Reinle, S. 44.
- 17 Fellmann 1. c. S. 87.
- 18 mit diesem Bau ist die Zurzacher Kirche durch eine weitere Eigentümlichkeit verbunden: Beim Zurzacher Gebäude stoßen die Süd- und die Westwand des Schiffes zusammen unter einem Winkel von 84 Grad. Bei St. Martin in Zillis, das aus dem 5. Jh. stammt, beträgt der entsprechende Winkel 86 Grad 30 Minuten.
Mario Mirabella Roberti, *La sede paleocristiana di Orsera in Annali Triestini*, XV, 1944, 33, Anm. 8. und in: *La chiesa e le mura di San Lorenzo del Pasenatico, Arte del I^o Millennio, Atti del II^o convegno per lo studio dell'arte dell'alto medio evo tenuto presso l'università di Pavia nel settembre 1950, Torino o. J. (1954?)*
beobachtet, daß in frühchristlichen Kirchen des Adriaumes häufig die Nord- und Westwand unter einem Winkel von 84–88° aneinanderstoßen, während sich dieselbe Eigentümlichkeit bei hochmittelalterlichen Kirchen desselben Gebietes zwischen Süd- und Westwand zeigt. Ohne Zweifel sei die Eigentümlichkeit nicht auf Zufall zurückzuführen, sondern irgendwie symbolisch bedingt. Als Beispiel führt Mirabella an:
Frühchristlich: Orsera 89°, Aquileja 88°, Parenzo, Nordbasl. 88°, Pola 88° 50', Nesazio, Nordbasl. 88°, Südbasl. 89°, Grado, Dom 87°, Marusinaz, S. Anastasio 86°, Teurnia 86° 15'. Hochmittelalterlich: S. Lorenzo del Pasenatico 84°, Madonna della Strà a Belfiore 86°, S. Severo di Bardolino 84°.
Auch bei S. Ambrogio soll sich der spitze Winkel finden.
Für seine Angabe über Nesazio stützt sich Mirabella (*Annali Triestini*) auf Puschi. In dessen Planaufnahme der Nordbasilika von Nesactium (Egger 1916, Abb. 105) findet sich der spitze Winkel aber in der SW-Ecke. Hier erscheint er auch in der bei Dyggve, *History of Salonitan Christianity*, Oslo 1951, Fig. IV. 10, 3 abgebildeten Coemeterialbasilika in Salona. So ist der spitze Winkel der SW-Ecke bei den Schweizer Beispielen nicht ohne Parallele.

Das häufige Auftreten der Besonderheit läßt doch auch beim Zurzacher Beispiel an die Möglichkeit einer ikonolog. Deutung denken.
Ich verdanke den Hinweis Herrn Arch. Walther Sulser.

- 19 In Italien (vgl. Alt St. Peter) und Dalmatien (Dyggve, History of Salonitan Christianity, Oslo 1951) sind quadratische Bauten zum Teil mit ähnlicher Ausbildung der Apsis und meist seitlich an größere Kirchen angeschoben (Dyggve, l. c. Fig. IV. 14) aber auch freistehend (Fig. IV. 10) auch im 4. Jh. bekannt.
Trotzdem diese älteren Bauten memorialen Charakter haben im Gegensatz etwa zu Zurzach, wo sie keine Spuren von Bestattungen erhalten haben, und das nicht Coemeterialkirche war, sind doch Beziehungen zwischen den beiden Bautengruppen denkbar.
Herrn Dr. H. Erb, Schiers, weiß ich mich zu Dank verpflichtet für die freundliche Führung durch seine Grabung und für Auskünfte.
Er gedenkt, die Ergebnisse seiner Arbeit in der Zeitschrift für Archäologie und Kunstgeschichte zu publizieren.
- 20 L. Blondel, aperçu sur les édifices chrétiens dans la suisse occidentale avant l'an mille (Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern, actes du IIIe congrès international pour l'étude du haut moyen âge, 9-14 septembre 1951, Olten 1954, S. 271 ff.) z. B. S. 293 (St. Blaise), (im folgenden zit.: Blondel 1954).
21. z. B.: chapelle du palais burgonde, Genève, Blondel 1954, 280 (6. Jh.), Kleinhöchstetten I, 8. Jh., vgl.: Paul Hofer, Kleinhöchstetten, Ergebnisse einer Grabung, Bern 1955.
- 22 Blondel 1954, 301 f.
- 23 Jean Hubert, l'architecture religieuse du haut moyen âge en France, Paris 1952, S. 4 (zit.: Hubert 1952).
- 24 vgl. Hubert 1952, die Zusammenstellung der frühen Kirchenbauten in Kunstchronik, Heft 5, Mai 1955, R. Will-J. Himly, les édifices religieux en Alsace à l'époque pré-romane (Revue d'Alsace, Tome 93, 1954).
Thümmeler H., neue Funde zur mittelalterlichen Baukunst Westfalens, «Westfalen» 31, 1951, 282 f. u. A.
Zu den wenigen bekannten frühen Beispielen gehört: St. Bertrand-de-Comminges (wohl nach 409), Hubert 1952, Nr. 46.
Romainmôtier wird von Blondel um 630 (mit Fragezeichen) datiert, Blondel 1954, 289, 300. Josef Zemp, Die Kirche von Romainmôtier, Zs. f. Geschichte der Architektur 1. 1908, 89 ff., setzte sie ins 5. Jh.
vgl. auch A. A. Schmid, Die frühmittelalterliche Kirche von Sursee, Sonderdruck aus «700 Jahre Stadt Sursee, 1256-1956», S. 59 ff.
- 25 für die Genfer Beispiele vgl. Blondel 1954, 274 ff.
für Zillis vgl. Erwin Poeschel, Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Band V, Basel 1943, 222 ff.
- 26 zum Folgenden vgl. Blondel, 1954, 299 f.
- 27 z. B. Nesactium, Egger, 1916, Abb. 105, vielleicht frühes 5. Jh., n. Egger, 1916, S. 115.
- 28 vgl. Anm. 25.
- 29 Fellmann l. c.,
dazu Erwin Poeschel, Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Band IV, Basel 1942, 30 ff., Erwin Poeschel, Die Baugeschichte von St. Martin in Zillis, Zeitschrift für Archäologie und Kunstgeschichte 1, 1939, 21 ff.
Blondel 1954, 284 ff.,

- für Duel: Rudolf Noll, *Frühes Christentum in Österreich*, Wien 1954, 100 ff. (zit.: Noll).
- 30 Arnold Schober, *Die Römerzeit in Österreich, an den Bau- und Kunstdenkmälern dargestellt*, Baden bei Wien 1935, 80.
 - 31 Egger 1916, S. 25. Egger datiert die Kirche in den Anfang des 5. Jh. (Egger 1916, 47 ff.).
 - 32 I. D. Blavignac, *Notice sur les fouilles pratiquées en 1850 dans l'église de St. Pierre*. Mém. Soc. d'Hist. et d'archéologie de Genève, t VIII, p. 3 sq. Von Blavignac noch als burgundisch angesprochen, von Blondel (Geneva 1933, 79 ff.) als spätromisch, aus der Zeit Ende 4., Anfang 5. Jh. erkannt.
Steinschranke mit Gittermuster in Relief und sehr später Inschrift aus Carnuntum, Abb. 6, S. 76, bei Rudolf Noll.
 - 33 vgl. z. B. Poeschel, ZAK 1939, S. 27.
 - 34 Bader Walter, *Die christliche Archäologie in Deutschland nach den jüngsten Entdeckungen an Rhein und Mosel*, Annalen des hist. Ver. f. d. Niederrhein, 1946/47, rechnet zwei Personen pro qm. Die Zurzacher Kirche würde demnach etwa 150–200 Leuten Platz geboten haben und gehört zu den größten unter den uns erhaltenen nichtbischöflichen Kirchen jener Zeit, was neben dem frühen Besitz der Taufrechte für ihre Bedeutung spricht.
 - 34a für die hist. Angaben und die beiden genannten Thesen vgl. Reinle 14 f, 106 ff, 149.
 - 35 B. Ita, *Antiker Bau und frühmittelalterliche Kirche*, Zürcher Diss., Ms. 13 ff., stellt die bekannten Beispiele zusammen.
 - 36 dazu und zum folgenden besonders André Grabar, *Martyrium, recherches sur le culte des reliques et l'art chrétien antique*, I, architecture, Collège de France, Fondation Schlumberger pour les études byzantines. 1946.
Bader l. c. u. A.
 - 37 Erich Herzog, *Werden und Form der mittelalterlichen Stadt*, in «Augusta», Augsburg 1955, S. 83. Für Chur: Iso Müller, *Schweiz. Zs. f. Geschichte* 4, 1954, 389 und Bericht C. P. über Vortrag Sulser, NZZ, 16. Febr. 56.
 - 38 St. Beissel in *Wetzer und Weltes Kirchenlexikon*, 12. Band, Freiburg i. Br. 1901, Artikel «Xanten», 1827 ff.
 - 39 Bader l. c. 27.
 - 40 z. B. in Xanten, Bader, 1946/47, 22.
 - 41 Bader l. c. 27.
 - 42 am Wasser oder in bestehenden Friedhöfen liebten es die Römer, ihre Toten zu beerdigen. Prof. Clemens, Liubliana, zum Vortrag Sulser im Basler Zirkel für Urgeschichte am 2. 11. 1956.
 - 43 die in der «Oberen Kirche» (St. Marien) eingemauerte Certustafel, Grabstein eines Veteranen aus augusteischer Zeit, stammt aus dem Kastell Sidelen und wurde 1517 in die Kirchenwestwand eingemauert (vgl. Stiftsurbar Acklins zit. bei F. Keller, l. c. 306).
Das Gebiet um die beiden Kirchen wurde, soweit es nicht überbaut ist, während vieler Jahrhunderte als Begräbnisplatz benutzt, so daß man auf Zufallsfunde angewiesen ist. Nach 1574 wird der Friedhof vom Platz neben den beiden Langseiten und westlich der Stiftskirche östlich der Kirche verlegt. (Staatsarchiv, Aarau, 3976, zit. b. Reinle 229, I.)
Auch Reinles Hypothese (107 ff.), daß die Grabplatte der Heiligen auf einen

gallorömischen Frauengrabstein zurückzuführen sei, auf denen Frauen und Mädchen in gleicher Haltung, ebenfalls Kamm und Krug oder Täschchen in den Händen haltend, dargestellt wurden, vermag keinen Hinweis zu geben. Es besteht die Möglichkeit, daß sie, eine römische Spolie, erst später als Deckplatte für den Verenasarkophag Verwendung fand.

Da aber Heiligen-Grabkirchen nur in äußerst seltenen Fällen verlegt wurden (Hilde Claussen, Heiligengräber im Frankenreich, ein Beitrag zur Kunstgeschichte des frühen Mittelalters, Diss., Marburg 1950. Ms. S. 44) ist es kaum anzunehmen, daß der Leib der Heiligen etwa aus der Kirche auf Burg an die Stelle des heutigen Verena-Münsters übertragen worden wäre. In der durch sekundäre Einwirkungen (Bäume, Sandkästen usw.) stark zerstörten Apsis der Kirche auf Burg konnten bei der Ausgrabung keine Anhaltspunkte entdeckt werden, welche auf ein Heiligengrab oder Reliquiengrab wiesen.

Der Anteil der Alamannen an der Siedlungsbildung bleibt vorläufig im Dunkeln.

- 44 Reinle, S. 15, vgl. zur Gründung Reinle, S. 14 f.
- 45 J. Huber in einem bei Laurenz Burgener, die Wallfahrtsorte der katholischen Schweiz, Ingenbohl, 1864, S. 29, zit. Brief äußert sich in diesem Sinne, auch Hector Ammann, Neue Beiträge zur Geschichte der Zurzacher Messen, 18. Taschenbuch der Hist. Ges. des Kts. Aargau für das Jahr 1929, Aarau 1930.
Für den Hinweis auf eine Zurzacher Messe im 10. Jh. vgl. Reinle S. 99 und S. 66. W. Levison, St. Alban and St. Albans (Antiquity XV, 1941).
Die Bildung von Märkten an bedeutenden außerchristlichen und christlichen Pilgerorten ist eine in der Wallfahrtsforschung bekannte Erscheinung vgl. z. B. W. Crooke in Encyclopaedia of Religion and Ethics 10, 1918, 27.
- 47 Staatsarchiv Aarau, 3762: 23. Oktober 1662, zit. bei Reinle, 235. IV, 8.
- 48 E. Weigand, Die Ostung in der frühchristlichen Architektur, Sebastian Merkle-Festschrift, 1929, S. 379.
- 49 Auffällig bleibt, daß die beiden Kirchen auf Burg dieselbe Abweichung von der Ostrichtung um 46° zeigen (während die beiden Kirchen im Flecken ziemlich genau geostet sind). Hat nicht vielleicht doch zur Zeit des Baues der Mirakelkapelle noch ein Wissen um die alte Kirche daneben bestanden?
Flickstellen im Mörtelboden (es ließen sich drei Schichten übereinander feststellen) könnten auf längere Benützung der Kirche auf Burg, vielleicht zuletzt als Nebenkirche, hindeuten.
- 50 J. Huber, Geschichte des Stiftes Zurzach, S. 13.
- 51 Unter der 1954/55 ausgegrabenen Kirche kann er sich nicht befunden haben, da sie direkt auf der römischen Schicht stand. Vielleicht weist die Ausgrabung des östlich davon sich an die Kastellmauer anlehnenen rechteckigen Gebäudchens den Weg.